

13 Was brauchen wir zum Glücklichsein – die Bedeutung der Glücksforschung für Gesellschaftspolitik

Robert Pietzcker¹

13.1 Abstract

Trotz stetigen Wirtschaftswachstums über die letzten fünfzig Jahre scheinen wir nicht deutlich zufriedener zu werden – gleichzeitig steigt unser Ressourcenverbrauch kontinuierlich an, mit allen daraus resultierenden negativen Folgen für Gesellschaft und Umwelt. Dieser Beitrag gibt eine Einführung in die Glücksforschung und diskutiert, welche Auswirkung diese Forschung auf Politik und Gesellschaft haben könnte. Ausgehend von der Prämisse, dass Zufriedenheit und Wohlbefinden das Ziel, materieller Reichtum dagegen nur eine Strategie zur Erreichung dieses Ziels ist, werden Aspekte der Volkswirtschaftslehre kritisch daraufhin untersucht, inwiefern sie die Realität abbilden und tatsächlich das Wohl des Menschen fördern. Rivalität und Gewöhnungseffekte sind dabei nur zwei Beispiele für Phänomene, die in der klassischen VWL unzureichend berücksichtigt werden und großen Einfluss auf die Zufriedenheit des Einzelnen haben.

Aus diesen Betrachtungen lassen sich gesellschaftspolitische Forderungen ableiten, die gegenläufig zur Entwicklung der letzten Jahrzehnte sind. Beispiele für falsch gesetzte Anreize sind die Förderung von Rivalität durch leistungsbezogene Bezahlung, die Abschwächung der Progressivität der Besteuerung, und der Zwang zur Mobilität mit der daraus resultierenden Bedrohung sozialer Netze.

13.2 Einleitung

„Was wünsche ich mir für mein Leben?“ Oder, etwas weiter gefasst: „Was ist das Ziel unserer Gesellschaft?“ – Jeder von uns stellt sich irgendwann diese Fragen. Was für Antworten gibt es?

Es sind unzählige, doch von vielen Menschen werden Gesundheit, Freiheit, Arbeit, Familie, Bildung, materielle Güter, Gerechtigkeit, Wohlstand, Freunde,

¹ Ich danke Veronika Bierbaum für ihre unermüdliche Hilfe und kritischen Kommentare, ohne die dieser Text nie eine lesbare Form angenommen hätte

Glauben genannt. Oft werden mehrere dieser Begriffe zusammengefasst als: Zufriedenheit. Glück. Wohlbefinden.²

Viele Menschen teilen die Vorstellung, die in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung zu finden ist, nämlich dass „the pursuit of happiness“, also das Streben nach einem Gefühl von Glück und Zufriedenheit, ein wichtiger, wenn nicht gar der wichtigste Teil des Lebens ist. Dabei bleibt es jeder Person erst einmal freigestellt, wie sie dieses Wohlbefinden erreichen möchte, solange sie nicht das Wohlbefinden anderer Personen einschränkt.

Befragt man allerdings Zeitungen und die dort zitierten Politiker³ nach den Zielen der Gesellschaft, so ergibt sich ein anderes Bild – die Antworten lauten häufig:

- „Wir müssen auf Wachstum setzen. Das ist für mich das absolut Primäre“ (Bundeskanzlerin Merkel, Tagesspiegel 2009).
- „Es muss alles getan werden, um für mehr Wachstum zu sorgen!“ (Bundeskanzlerin Merkel, Handelsblatt 2008).
- „Eines muss klar sein: Wir brauchen Wirtschaftswachstum!“ (FAZ 2009).
- „... mehr Wachstum bekommen wir nur hin, wenn wir ohne Lohnausgleich wieder mehr arbeiten. Es ist eine unglaubliche Verschwendung von Ressourcen, wenn ein top ausgebildeter Ingenieur nur 38 Stunden pro Woche arbeitet!“ (WiWo 2003).

Wachstum scheint dort Selbstzweck, unbedingte Notwendigkeit, Maßzahl des Erfolgs zu sein. Die eigentlichen Ziele, zu denen Wachstum führen soll (Bildung, Arbeit, Zufriedenheit durch Konsum), werden höchstens noch im Nebensatz erwähnt.

Betrachten wir nun, wie sich Deutschland und andere postindustrielle Länder in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, so sind wir vielleicht den wirtschaftlichen Zielen näher gekommen, haben uns aber den persönlichen und gesellschaftlichen Zielen nur wenig angenähert: Die Wirtschaft (gemessen am Bruttoinlandsprodukt, BIP) ist tatsächlich gewachsen, die Lebenserwartung hat in den meisten Ländern zugenommen – aber die Menschen sind nicht oder nur

² Im weiteren Verlauf des Textes werden diese Begriffe gleichbedeutend verwendet. In der Glücksforschung gibt es zwar leicht unterschiedliche Definitionen und Abgrenzungen, doch im Rahmen dieses allgemeinen Textes wurde eine exakte Unterscheidung für nicht notwendig erachtet.

³ Im Folgenden wird durchgehend die männliche Form verwendet, diese schließt Frauen und Männer jedoch gleichermaßen mit ein.

unbedeutend glücklicher geworden⁴. Zwei Beispiele mögen diese Aussage verdeutlichen: Während sich das durchschnittliche Realeinkommen in den USA über die letzten 50 Jahre beinahe verdreifacht hat, ist der Anteil an Menschen, die sich als „sehr glücklich“ bezeichnen, beinahe unverändert geblieben. (Abbildung 13.1). Vergleicht man das subjektive Wohlbefinden („subjective wellbeing“, SWB) in verschiedenen Staaten der Welt mit dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf, so lassen sich zwei Aussagen treffen (Abbildung 13.2):

1. unter 10.000–15.000\$ BIP/Kopf scheint das subjektive Wohlbefinden relativ stark mit dem BIP korreliert zu sein; zumindest aber finden sich hier deutlich geringere Werte als bei Ländern mit höherem BIP/Kopf.
2. Bei Ländern mit höherem BIP/Kopf ist dieser kausale Zusammenhang deutlich schwächer, vielleicht sogar gar nicht mehr zu finden.

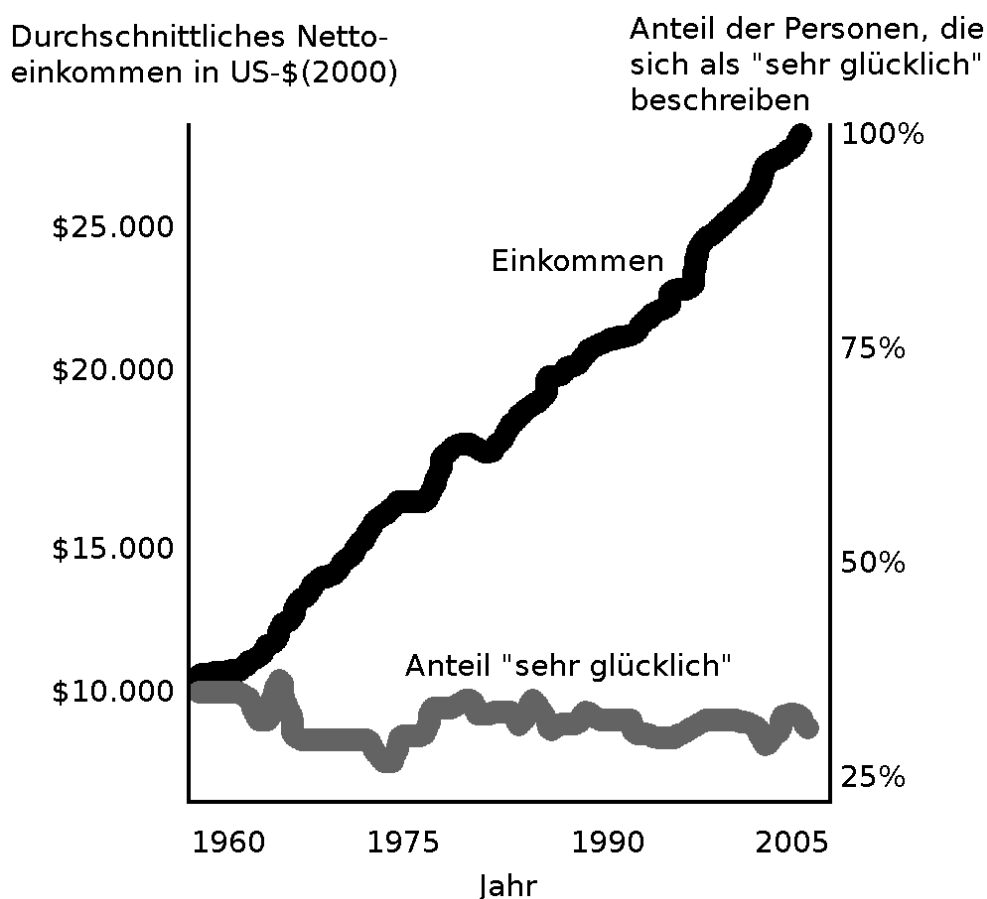


Abbildung 13.1: Zeitliche Entwicklung des durchschnittlichen Nettoeinkommens eines US-Bürgers im Vergleich zum Prozentsatz an US-Bürgern, die sich in Umfragen als „sehr glücklich“ beschreiben. Erstellt nach Myers 2009.

⁴ Der nachfolgende Text orientiert sich stark an den drei „Lionel Robbins Memorial Lectures“ von Richard Layard, die meines Wissens nicht in deutscher Sprache übersetzt vorliegen (Layard 2003 a-c).

13.3 Glücksforschung

„Aber Glück ist doch nicht messbar“, denken Sie vielleicht an dieser Stelle, „wie kann man dann behaupten, wir seien nicht glücklicher geworden?“

In den letzten 15 Jahren haben sich zwei Wissenschaftszweige mit der Analyse von Glück und Zufriedenheit beschäftigt, die Glücksökonomie und die positive Psychologie. Auch wenn diese Wissenschaften noch jung sind und viel Forschungsarbeit vor sich haben, so lässt sich mittlerweile sagen: das Glück des Einzelnen mag vielleicht für immer ein Mysterium bleiben, doch die Wissenschaft kann mit ersten Erkenntnissen darüber aufwarten, was Menschen im Durchschnitt zufriedener oder unzufriedener macht; welche Umgebungen und Einflüsse positiv auf Menschen wirken, und welche sie unter Stress, Angst und Unwohlsein leiden lassen.

Wissenschaftlich wird das subjektive Wohlbefinden auf drei verschiedene Arten ermittelt: durch Befragungen, durch Beobachtungen, und mittels funktioneller Magnetresonanztomographie (fMRT).

Bei Befragungen sollen Teilnehmende auf einer vorgegebenen Skala die Zufriedenheit mit ihrem Leben angeben oder sich Zustandsbeschreibungen zuordnen („glücklich“, „sehr glücklich“, „eher nicht so glücklich“, etc). Um den Einfluss verschiedener Beschäftigungen oder sozialer Kontakte auf Zufriedenheitszustände zu ermitteln, wurden detailliertere Methoden entwickelt, etwa die „day reconstruction method“ nach Kahneman et al. (2004): Teilnehmer schreiben für den vorhergehenden Tag auf, welche Tätigkeiten sie wie lange ausgeübt haben und wie sie sich dabei fühlten.

Bei Beobachtungen wird aus verschiedenen körperlichen Signalen wie Muskelanspannung oder Häufigkeit des unbewussten Lächelns auf das subjektive Wohlbefinden geschlossen.

Bei der fMRT-Messung wird die Aktivität verschiedener Hirnregionen gemessen, die mit positiven oder negativen Gefühlen verknüpft sind.

Ein Vergleich der Methoden hat ergeben, dass alle drei Methoden ähnliche Messergebnisse liefern, und somit tatsächlich eine derartige Quantifizierung des Glücks eine Basis für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem subjektiven Wohlbefinden ist. Ein Problem all dieser Messungen ist, dass die Zufriedenheit einer einzelnen Person sehr von den Ereignissen der letzten Stunden vor der Messung abhängt. Diesen Schwankungen begegnet man mit Messungen an mehreren Personen, die insgesamt ein verlässliches Bild über das subjektive Wohlbefinden von Gruppen von Personen und den Einfluss verschiedener Tätigkeiten und Lebensumstände erlauben.

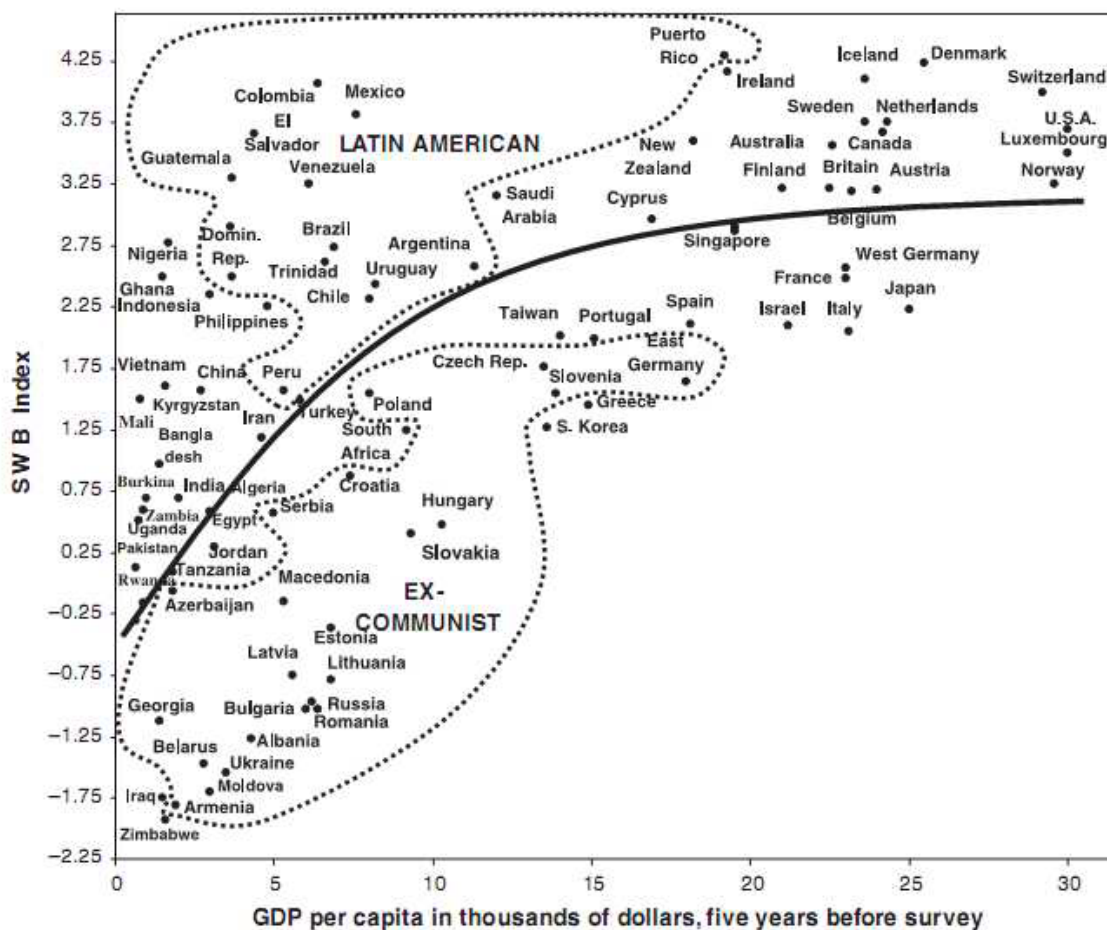


Abbildung 13.2: Zusammenhang zwischen subjektivem Wohlempfinden und BIP pro Kopf für verschiedene Staaten (Inglehart 2008). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.

Weitergehende Analysen bestätigen, dass die gemessenen Werte tatsächlich das Glücksgefühl von Personen widerspiegeln, indem sie Zusammenhänge, die dem gesunden Menschenverstand als wahrscheinlich scheinen, mit empirischen Daten hinterlegen. In einigen Studien konnte gezeigt werden, dass höheres subjektives Wohlbefinden mit besserer Genesung, besserem Schlaf und besserer subjektiver Gesundheitseinschätzung einhergeht (Cohen et al. 2003). Auch wenn noch nicht eindeutig geklärt ist, was Ursache, was Wirkung ist, so korreliert ein höheres SWB auch mit besseren sozialen Kontakten.

13.4 Anpassung und Vergleich

Kommen wir auf die Diskrepanz zwischen dem stetigen Wirtschaftswachstum in den postindustriellen Ländern und der fehlenden Steigerung der Lebenszufriedenheit zurück. Ist nicht der Grund, aus dem Politiker ständig weiteres Wirtschaftswachstum fordern, eben jener, dass die Volkswirtschaftslehre uns die Erfüllung unserer Wünsche und die Steigerung der allgemeinen Zufriedenheit verspricht, wenn wir nur das BIP/Kopf erhöhen? Gemeint ist hier nicht die

Volkswirtschaftslehre (VWL) als forschende Wissenschaft, sondern die aus ihr destillierten, vereinfachten Weisheiten (oft neo-klassischer Ausprägung), die häufig in politischen Diskussionen verwendet werden⁵.

Ein wichtiger Grund für diese Diskrepanz ist, dass die Standard-VWL, wie sie z.B. in Vorlesungen des Grundstudiums gelehrt wird, folgende zwei Annahmen trifft:

1. Die Wünsche des Menschen bzw. das Glück, das er aus der Erfüllung dieser Wünsche zieht, sind zeitlich konstant: was mich heute zufrieden macht, wird mich auch morgen zufrieden machen. Mehr noch: Was mich morgen zufrieden macht, ist unabhängig von meinem heutigen Glück, oder den Ursachen meines heutigen Glücks.
2. Die Wünsche des Menschen bzw. das Glück, das er aus der Erfüllung dieser Wünsche zieht, sind absolut, nicht relativ. Sie stehen nicht in Bezug zu den Bedürfnissen und Besitztümern der Menschen in seiner Umgebung. Um es überspitzt auszudrücken: der Besitz eines BMW macht mich immer gleich zufrieden, egal ob mein Umfeld aus Arbeitern oder aus Managern besteht, und egal ob ich in Berlin-Neukölln oder in Berlin-Dahlem lebe.

In der Sprache der Ökonomen werden diese beiden Annahmen als so genannte „konstante Nutzenfunktionen“ ausgedrückt, bei denen der Nutzen U (oder das Glück) lediglich vom persönlichen Konsum C abhängt: $U = f(C)$.

Nun zeigt die empirische Forschung der letzten Jahrzehnte allerdings, dass beide Annahmen nicht von der Realität bestätigt werden, sondern korrigiert werden müssen – und damit müssen auch alle Schlussfolgerungen, die auf diesen Annahmen beruhen, überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden.

Probleme der ersten Annahme: Viele Studien haben ergeben, dass sich die Bedürfnisse des Menschen über die Zeit wandeln und der Situation anpassen können. Wenn Personen z.B. durch einen schlimmen Unfall eine Behinderung erleiden, so nähert sich die durchschnittliche Zufriedenheit nach einigen Monaten oder Jahren wieder dem ursprünglichen Wert an. Ähnliches gilt auch für Lottogewinner, die sich nach einiger Zeit nur unwesentlich glücklicher

⁵ Die VWL als Wissenschaft entwickelt sich stetig weiter und ist dabei, viele der im folgenden Text beschriebenen Schwierigkeiten zu analysieren und zu beschreiben, insbesondere im Teilbereich der Verhaltensökonomik. Diese beschäftigt sich mit den aufgrund der Psychologie des Menschen auftretenden Abweichungen vom vollständig rational entscheidenden „Homo Oeconomicus“ der Standard-VWL. Leider wird in der tatsächlichen Anwendung – z.B. in Computermodellen für Politikberatung – aus Komplexitätsgründen häufig auf die reduzierten, ursprünglichen Annahmen und Beschreibungen zurückgegriffen. Die Politik orientiert sich also vielfach an überholten Modellen.

fühlen als andere Menschen (Brinkmann 1978, Oswald 2008). Ein anderes Beispiel für die Veränderung von Bedürfnissen über die Zeit ist das Ergebnis der folgenden Studie: von 1950 bis 1986 wurden US-Bürger befragt, was das minimale Einkommen ist, mit dem sie in ihrer Gemeinschaft leben könnten. Wie Abbildung 13.3 zeigt, folgt das „minimal nötige Einkommen“ direkt dem Verlauf des aktuellen Einkommens – es passt sich also über die Jahre den veränderten Gewohnheiten an. Diese Beobachtungen widersprechen der oben genannten Annahme (1) der Volkswirtschaftslehre.

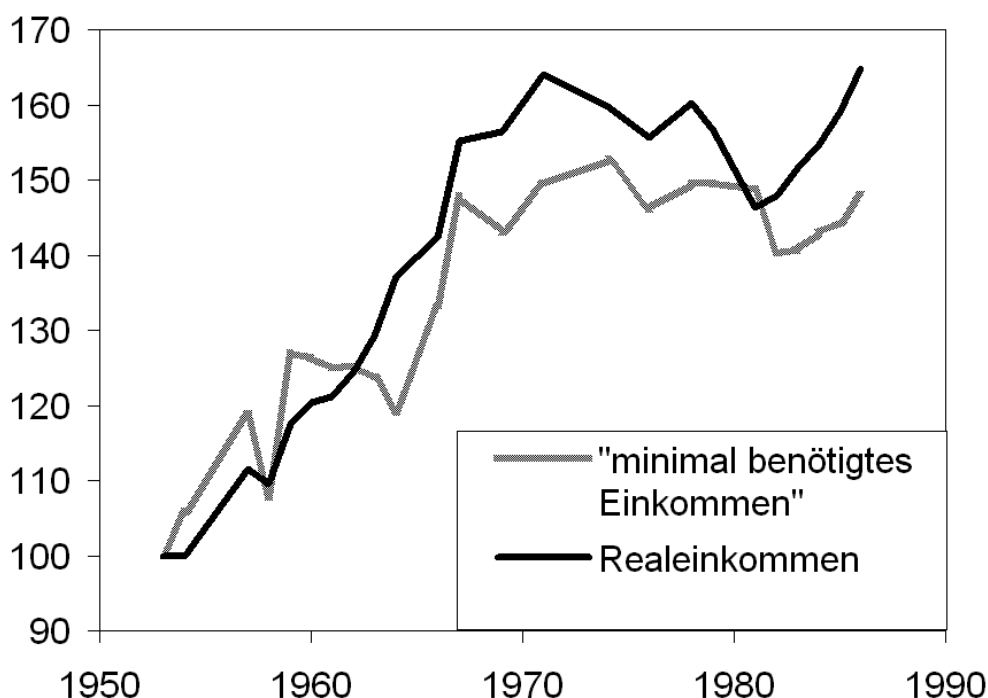


Abbildung 13.3: Zeitlicher Zusammenhang zwischen tatsächlichem Realeinkommen und dem als „minimal benötigten Einkommen“ angegebenen Wert. Beide Kurven sind auf den 1953 genannten Wert normiert. Erstellt nach Rainwater 1990.

Probleme der zweiten Annahme: Ein wesentliches Merkmal des Menschen besteht darin, sich mit seiner Umgebung zu vergleichen. Nachdem seine unveränderlichen Grundbedürfnisse wie Nahrung, Schutz vor Wind und Wetter und minimale soziale Kontakte gestillt sind, hängen die weiteren Bedürfnisse und Wünsche sehr stark davon ab, welche Bedürfnisse sein Umfeld hat und wie sich sein eigener Status im Vergleich zu diesem Umfeld darstellen lässt. Der Wunsch, einen BMW vor der Tür stehen zu haben, beruht nicht nur auf dem Wert des Autos oder dem Fahrgefühl. Er entsteht auch deswegen, weil ein großes Auto vielerorts ein gängiges Statussymbol ist und tatsächlich einige Menschen dieses Statussymbol besitzen, es also in den „Bereich des Möglichen“ gerückt ist. Die Glücksforschung hat in den letzten Jahrzehnten wiederholt gezeigt, dass nicht größerer Reichtum an sich, sondern größerer Reichtum im

Vergleich zur Umgebung der Grund sind, weswegen reichere Menschen häufig etwas glücklicher sind.

Als ein Beispiel von vielen mag folgendes Experiment dienen (Solnick & Hemenway, 1998). Studierende in Harvard wurden befragt, welche der folgenden Welten sie bevorzugen würden:

- a) Sie selbst erhalten 50.000\$ im Jahr, alle anderen die Hälfte.
- b) Sie erhalten 100.000\$ im Jahr, alle anderen das Doppelte – dabei wurde betont, dass die Preise gleich bleiben, die Befragten also tatsächlich doppelt so viel wie in Welt a) von ihrem Geld kaufen können.

Nach der zweiten Annahme der Standard-VWL, dass sich Glück darüber definiert, was man sich leisten kann, und nicht, ob man es sich im Vergleich zu anderen leisten kann, hätte jede teilnehmende Person Möglichkeit b) wählen müssen. Dagegen zeigte die Befragung, dass die Mehrheit der Studierenden Welt a) bevorzugt und somit stark relativ wertet: Dem Status wird mehr Bedeutung beigemessen als dem absoluten Wert des Geldes.

Ein weiteres Beispiel der Bedeutung des relativen Einkommens für die eigene Zufriedenheit ist die Betrachtung des Glücks verschiedener Einkommensgruppen über längere Zeiträume hinweg, wie sie in Tabelle 13.1 dargestellt ist. Das – nach Einkommen – obere Viertel der Bevölkerung in den USA ist glücklicher als das untere Viertel, sowohl 1975 wie 1998. Obwohl in beiden Bevölkerungsgruppen das Einkommen von 1975 bis 1998 deutlich anstieg, veränderte sich fast nichts an der Zufriedenheit innerhalb eines Einkommensviertels. Dies wäre jedoch zu erwarten gewesen, wenn allein das absolute Einkommen einen starken Effekt auf das persönliche Glück hätte, wie es die zweite der oben beschriebenen Annahmen der Standard-VWL behauptet.

Aus diesen Beispielen ergibt sich folgendes Bild: Jeder Einzelne befindet sich im Wettlauf mit seinem Umfeld und versucht, die anderen zu übertreffen, wodurch im Gegenzug diese wiederum angespornt werden, die vorgelegte Leistung zu übertreffen.

Es können in einer Gruppe jedoch immer nur wenige an der Spitze stehen und ihre Umgebung übertreffen. Wenn also jeder einzelne sein Wohlbefinden vorrangig am eigenen Status im Vergleich zu den anderen festmacht, kann die Gesamtheit aller Menschen davon nicht profitieren: wenn Glück nur an der Spitze möglich ist, gibt es stets eine unglückliche Mehrheit. Rivalität oder Statusdenken erschweren also das Erreichen von Zufriedenheit für eine Gemeinschaft.

	Oberes Einkommensviertel		Unteres Einkommensviertel	
	1975	1998	1975	1998
Sehr glücklich	39	37	19	16
Ziemlich glücklich	53	57	51	53
Nicht sehr glücklich	8	6	30	31

Tabelle 13.1: Zeitliche Entwicklung des Glücks verschiedener Einkommensviertel in den USA. Angegeben ist die Prozentzahl der Leute, die von sich behaupten, sehr glücklich (very happy), ziemlich glücklich (pretty happy) oder nicht sehr glücklich (not too happy) zu sein. Erstellt nach Layard 2003b.

13.5 Gesellschaftliche Bedeutung der Glücksforschung

Welche Bedeutung haben diese beiden Feststellungen nun für unsere Wirtschafts- und Sozialpolitik? Zunächst einmal müssen wir uns auf politischer Ebene von der – zugegebenermaßen sehr praktischen und verlockenden – Vorstellung verabschieden, dass Wirtschaftswachstum automatisch alle Menschen zufriedener macht.

Das führt zurück zu der Ausgangsfrage, welches Ziel unsere Gesellschaft verfolgen soll. Könnte nicht das wichtigste Ziel sein, so viele Menschen wie möglich zu ermächtigen, glücklich oder zumindest zufrieden zu werden?

Einigt man sich auf dieses Ziel, ist der erste notwendige Schritt zur Erreichung des Ziels die Diskussion von zwei Fragen: Welche politischen Maßnahmen machen im Durchschnitt Menschen zufriedener? Welche Maßnahmen setzen sie unter Stress oder machen sie unglücklich? Um ersteres zu fördern und letzteres zu reduzieren, können die Ergebnisse der positiven Psychologie und der Glücksökonomie zu Rate gezogen werden.

Nach den vorherigen Ausführungen zum Statusdenken mögen manche Leser jetzt einwenden, dass der zuvor erwähnte Rivalitätseffekt es erheblich erschwere, die Mehrheit einer Gesellschaft zufriedener zu machen.

Glücklicherweise ist bei verschiedenen Gütern dieser Effekt unterschiedlich stark ausgeprägt, und darüber hinaus scheint das Ausmaß an Rivalitätsdenken durch die alltägliche Umgebung beeinflussbar zu sein.

Das zuvor betrachtete Status-Experiment wurde mit zwei anderen Wahlmöglichkeiten noch einmal durchgeführt:

- a) Sie haben 2 Wochen Urlaub im Jahr, alle anderen die Hälfte.
- b) Sie haben 4 Wochen Urlaub im Jahr, alle anderen das Doppelte.

Ergebnis: Nur 20 Prozent der Befragten wählten Welt a), während es beim Einkommen noch 52 Prozent waren. Bei Urlaub scheint also das Rivalitätsdenken sehr viel schwächer zu sein als beim Einkommen. Andere Studien weisen daraufhin, dass viele nichtmaterielle Güter – wie z.B. Freizeit, Familie, soziale Kontakte, Engagement in Vereinen oder anderen Gruppen, und Sport – nicht so stark vom Rivalitätsdenken geprägt sind.

Folgendes Gedankenexperiment kann helfen, die Bedeutung dieser Erkenntnisse für unsere Gesellschaft zu veranschaulichen: Der persönliche Gewinn, den ich aus Mehrarbeit mit entsprechend höherem Einkommen ziehe, bedeutet automatisch einen Verlust für meine Mitmenschen im weitesten Sinne, weil sie in ihrem Status beeinträchtigt werden. Gleichzeitig gewöhne ich mich über kurz oder lang an mein neues Einkommen und ziehe selbst weniger Befriedigung daraus, was noch einmal durch den Verlust an Freizeit verstärkt wird. Ein höheres Maß an Freizeit hat hingegen deutlich geringere negative Effekte auf meine Umwelt als das höhere Einkommen – es ist also aus gesamtgesellschaftlicher Hinsicht vorteilhaft, die Anreize zu vermindern, sehr viel zu arbeiten.

Dies könnte man mit stark progressiven Steuern erreichen, weil dadurch automatisch der Anreiz sinkt, das eigene Einkommen stark erhöhen zu wollen. Es bleibt jedem frei, sehr viel zu arbeiten; die Rahmenbedingungen werden jedoch so gesetzt, dass es für den Einzelnen einfacher wird, das gesamtgesellschaftlich Sinnvollere zu tun und weniger stark dem eigenen Drang nach Status zu folgen.

Diesem Muster folgen die verschiedenen Ideen, die die Ergebnisse der Glücksforschung aufnehmen und in alltägliche Politik umsetzen. Verschiedene Studien deuten darauf hin, dass das subjektive Wohlempfinden hauptsächlich von sieben Faktoren beeinflusst wird, nämlich Arbeit, Privatleben, Gesundheit, Einkommen, Gemeinschaft, Freiheit, und Lebensphilosophie⁶. Im Folgenden möchte ich am Beispiel der zwei Faktoren Arbeit und Lebensphilosophie skizzieren, wie sie durch politische Maßnahmen beeinflusst werden könnten, um die allgemeine Zufriedenheit zu steigern.

⁶ Der – möglicherweise starke – Einfluss der Gene wird hier nicht weiter diskutiert, da er sich der direkten Beeinflussung entzieht.

13.6 Arbeit

Arbeit hat – weit über den Effekt des erarbeiteten Einkommens hinaus – einen starken Einfluss auf das eigene Wohlbefinden. Eine sinnvolle Aufgabe zu haben, kompetent einer Beschäftigung nachzugehen und von anderen gebraucht zu werden, ist für die Zufriedenheit der meisten Menschen von großer Bedeutung. Dieser positive Effekt der Arbeit ist weitgehend unabhängig von der Bezahlung, wie Helliwell in einer statistischen Studie feststellen konnte (Helliwell 2003)⁷:

Der Verlust des Arbeitsplatzes bei gleich bleibendem Familieneinkommen wirkt sich dreimal so negativ auf die Zufriedenheit aus wie eine Verringerung des Familieneinkommens um ein Drittel bei gleich bleibender Arbeitstätigkeit⁸.

Da also das Ausüben einer sinnvollen oder zumindest notwendigen Arbeit an sich stärker gewertet wird als das dabei erworbene Einkommen, liegt eine Maßnahme auf der Hand, die beispielsweise von den Niederlanden in den letzten Jahren sehr erfolgreich eingesetzt wurde, nämlich die Förderung von Teilzeitarbeit. Sie hat zur Folge, dass die gleiche Arbeit auf mehrere Personen aufgeteilt wird, so dass mehr Personen eine Tätigkeit ausüben, dafür aber etwas weniger verdienen. Ein positiver Nebeneffekt ist hierbei, dass viele arbeitende Menschen mehr Zeit für ehrenamtliches Engagement, andere Interessen, Freunde und Familie hätten, was, wie später erläutert wird, ebenfalls zur allgemeinen Zufriedenheit beitragen würde. Dies setzt natürlich voraus, dass die Löhne hoch genug sind, um auch bei Teilzeit noch ein zufrieden stellendes Leben zu ermöglichen – dies ist allerdings nach Einschätzung des Autors in Deutschland gegeben, wo 40 % der Haushalte mehr als 2000 Euro Nettoeinkommen zur Verfügung haben (Statistisches Bundesamt 2008).

Aus diesen Überlegungen heraus scheint es sinnvoll, Menschen die Wahl zu ermöglichen, ob sie in Teilzeit arbeiten wollen oder nicht. Diese Wahl, also beispielsweise nur 70 % der regulären Arbeitszeit zu arbeiten, ist heutzutage in Deutschland faktisch unmöglich. Schon die Frage danach wird von Arbeitgebern häufig als mangelnde Motivation interpretiert, und es ergeben sich deutliche Nachteile für Beförderungen. Des Weiteren geht Teilzeitarbeit häufig nicht nur mit niedrigerem Einkommen, sondern auch mit einer schlechteren sozialen Absicherung einher, wenn der Lohn unter Mindestgrenzen für Pflichtversicherungen fällt. Das Beispiel der Niederlande zeigt, dass deutlich mehr Menschen Teilzeitarbeit bevorzugen, wenn nur die Rahmenbedingungen dafür

⁷ Diese Aussage gilt für wohlhabende postindustrielle Länder, in denen die Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern für beinahe alle Einwohner gesichert ist. In Entwicklungsländern hat das Einkommen einen deutlich stärkeren Einfluss auf das Wohlbefinden.

⁸ Zahlen übernommen aus der Darstellung in Layard 2003b.

richtig gesetzt sind. Seit Mitte der 80er Jahre wurde in den Niederlanden mit mehreren Gesetzen die Teilzeitarbeit zur gleichberechtigten Alternative der Vollzeitarbeit gemacht. So dürfen beispielsweise Angestellte alle zwei Jahre neu festlegen, ob sie in Teilzeit oder Vollzeit arbeiten möchten.⁹ Außerdem erhalten in Teilzeit angestellte Personen dieselben Versicherungen, Boni und Fortbildungen wie vollzeitarbeitende Menschen. Zudem dürfen sie in Beförderungsverfahren nicht benachteiligt werden.

Beeindruckende Wirkung des Gesetzes: mittlerweile arbeiten ca. 41 % der niederländischen Bevölkerung in Teilzeit, während in Deutschland der Anteil bei nur 19 % liegt. Gleichzeitig konnte die Arbeitslosenquote von 10,4 % im Durchschnitt der Jahre 1983–1988 auf 3,8 % in 2003–2008 gesenkt werden. In Deutschland stieg währenddessen die Arbeitslosenquote von 6,6 % in 1983–1988 auf 9,7 % in 2003–2008 an (Eurostat 2009). Diese Veränderungen mögen viele Ursachen haben, die unterschiedliche Teilzeitquote hat aber mit hoher Wahrscheinlichkeit dazu beigetragen.

Arbeitslosigkeit wirkt sich nicht nur negativ auf die Arbeitslosen selbst, sondern auf die ganze Gesellschaft aus. Eine höhere Arbeitslosenquote verringert nämlich, statistisch gesehen, auch die Zufriedenheit derjenigen, die selbst noch einen Arbeitsplatz haben. Die Ursache hierfür kann der erhöhte Stress sein, dem ein Arbeitnehmer ausgesetzt ist, wenn er seinen Arbeitsplatz in ständiger Gefahr sieht und er sich überdies, falls er arbeitslos werden sollte, auf einem sehr kompetitiven Arbeitsmarkt gegen viele Andere durchsetzen muss.

Ein weiterer Punkt, der einer kritischen Betrachtung unterzogen werden sollte, ist die leistungsbezogene Bezahlung, die in den letzten Jahren immer häufiger geworden ist. Da in vielen Berufen eine klare Messung der Leistung an objektiven Kriterien sehr schwer oder sogar unmöglich ist, wird die Vorgesetzte meist auf den Vergleich mit Kollegen zurückgreifen. Dies führt zu einem noch stärkeren Status- und Konkurrenzdenken, welches, wie zuvor erläutert wurde, die durchschnittliche Zufriedenheit der Mitarbeiter wiederum reduziert. Auch zeigen viele Studien, dass von außen hervorgerufene Motivation, beispielsweise durch Bezahlung, die intrinsische, personeneigene Motivation, die aus ehrlichem Interesse an der Arbeit oder aus einem Gefühl von ziviler Verantwortung entsteht, reduzieren kann (Frey & Oberholzer-Gee 1997). Gleichzeitig ist nicht mehr eine möglichst gute und zufrieden stellende Erledigung der Arbeit das Ziel, sondern das Maximieren vorher festgelegter Kennzahlen für Leistung,

⁹ Arbeitgeber haben in Ausnahmefällen das Recht, diese Regel einzuschränken, wenn sie nachweisen, dass das wirtschaftliche Wohlergehen der Firma bedroht ist. Auf diese Weise konnten negative Effekte für kleinere Unternehmen verhindert werden.

inklusive der daraus entstehenden Anreize zur falschen Prioritätensetzung. Wird beispielsweise die Anzahl an bedienten Kunden als Kennzahl verwendet, so führt dies oft zu einer wenig gewissenhaften, oberflächlichen Abfertigung des Kunden.

In schlimmen Fällen wird sogar zu Fälschung und Betrug angeregt: wenn Unternehmensvorstände nach einzelnen finanziellen Kennzahlen wie beispielsweise Eigenkapitalrendite oder Umsatzrendite bezahlt werden, so haben sie in vergangenen Jahrzehnten immer wieder Möglichkeiten gefunden, das Kapital im Unternehmen umzuschichten und die Buchführung so geschickt zu beeinflussen, dass diese einzelne Kennzahl gesteigert wurde, ohne dass das Unternehmen tatsächlich besser dagestanden hätte.

13.7 Lebensphilosophie

Einen starken Einfluss auf das persönliche Wohlergehen haben auch die eigene Lebenseinstellung und die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorstellungen von Glück und Zufriedenheit. Wer weiß, was ihm gut tut, kann bessere Entscheidungen treffen und für sein Leben die passenden Prioritäten setzen.

Auch Selbstmotivation und das Empfinden von Zufriedenheit und Erfüllung nach dem Erreichen von Erfolgen sind keine angeborenen Fähigkeiten, sondern müssen gelernt und geübt werden. Schon ein zweitägiges, psychologisch fundiertes Selbstmanagement-Training mit intensiver persönlicher Beratung erhöht nachweislich das Wohlergehen von Arbeitslosen und ihre Fähigkeit, sich selbst zu motivieren und mit Frustration besser umzugehen (Klein 2001).

Die Entwicklung eigener Vorstellungen von Glück und Zufriedenheit wird in der Schule meist vernachlässigt. Die Gesellschaft handelt implizit so, als würde sich jede Person automatisch ausreichend mit der Frage beschäftigen, was sie in ihrem Leben will und wie sie dies erreichen kann. Oft wird davon ausgegangen, dass die Suche nach der eigenen Zufriedenheit einen zu persönlichen Charakter habe, als dass man dem Menschen dabei helfen könne oder gar dürfe. Diese Vorstellung jedoch widerspricht den empirischen Untersuchungen.

Wieso sollte gerade in Bezug auf Glück und Zufriedenheit das Wissen über vergangene Weisheiten und Lebensmodelle weniger hilfreich sein als beispielsweise geschichtliches Wissen über Herrscher und Kriege? Schüler lernen heutzutage die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse von Adam Riese, Descartes oder Darwin; auch Geschichte, Geographie und Literatur haben ihren berechtigten Platz. Warum wird dann gewöhnlich darauf verzichtet, ebenso die

verschiedenen historischen und modernen Vorstellungen zu diskutieren, wie Glück und Zufriedenheit erreicht werden können, welche Übungen¹⁰ und Einstellungen dem allgemeinen Wohlergehen eher förderlich sind, und welche sich meist als hinderlich erwiesen haben?

Der entsprechende Unterricht darf jedoch kein trockenes Faktenlernen sein – bei diesem Thema ist es von besonderer Bedeutung, dass der unmittelbare Bezug zum Leben der Schüler im Vordergrund steht. Es gilt, die Schüler zu motivieren, sich zunächst die Frage nach dem eigenen Wohlbefinden zu stellen. In einem kontinuierlichen Prozess können sie dann die eigenen Vorstellungen mit historischen Ideen und wissenschaftlichen Forschungsergebnissen vergleichen und entsprechend anpassen, um vom bereits gesammelten Wissen zu profitieren. Zusammen mit eigenen, konkreten Erlebnissen im Rahmen des praktischen Unterrichtsteils können sie so nach und nach eine bessere Vorstellung davon erarbeiten, was für ihr persönliches Glück wichtig ist, und wie sie es weiter fördern können.

Während die Frage nach Glück und Zufriedenheit lange von Schulen und Hochschulen vernachlässigt wurde, beginnen seit einigen Jahren mehr und mehr akademische Einrichtungen, sich damit auseinanderzusetzen und ihren Lernenden Anregungen und Hilfestellungen zu geben. So hält beispielsweise in Harvard der Psychologe und Autor Tal Ben-Shahar seit mehreren Jahren überaus gut besuchte Vorlesungen zum Thema Glück, und auch die ersten Schulen in Deutschland haben das Unterrichtsfach „Glück“ in ihren Stundenplan aufgenommen, wie beispielsweise die Willy-Hellpach-Schule in Heidelberg. Das Experiment zeigt Erfolge: Besonders beeindruckend sei, „wie stark das Engagement in der Gemeinschaft und die Lust an der Leistung bei den Schülern zugenommen haben“, berichtet der OECD-Beauftragte für Sozialforschung, Ernst Gehringer, in einem Spiegel-Interview (Schönmann 2008).

Vielleicht liegt die Anzahl an Personen, die in ihrer Lebensmitte unter Sinnkrisen leiden, auch darin begründet, dass sich viele Menschen erst spät mit der Frage beschäftigen, was sie wirklich in ihrem Leben erreichen wollen. Wird man nicht von außen auf diese Frage gestoßen, so liegt es dem menschlichen Wesen nahe, den in der eigenen Umgebung als „normal“ empfundenen Vorstellungen zu folgen. In unserer Gesellschaft sind diese häufig – wenn man es etwas überspitzt ausdrücken will – „in einem prestigeträchtigen Beruf erfolgreich zu sein, und damit ausreichend Geld für ein Einfamilienhaus und ein

¹⁰ Die Wirksamkeit von verschiedenen Übungen wird beispielsweise von den Wissenschaftlern der „Authentic Happiness“-Forschungsgruppe der Penn University untersucht. Sie haben unter anderem herausgefunden, dass allabendliches Aufschreiben von drei guten Ereignissen des Tages langfristig das Wohlbefinden erhöht (Seligman 2005).

großes Auto zu verdienen“. Erst spät kommt vielleicht die Erkenntnis, dass diese Errungenschaften vielleicht nicht so zufrieden machen, wie man es sich erhofft hat. Eine frühere Beschäftigung mit den eigenen Vorstellungen könnte diese Gefahr möglicherweise etwas verringern.

13.8 Klima und Energie

Was haben die bisher diskutierten Gedanken mit dem Thema des Buches, also der Beschäftigung mit Klimawandel und Energieverbrauch, zu tun? Sehr viel, wenn man bedenkt, dass die Ressourcenkrise und der stetig steigende Treibhausgasausstoß zu einem großen Teil dem bisherigen Wachstum geschuldet sind. Langfristig werden alle Optionen, unseren CO₂-Ausstoß zu senken, an ihre Grenzen stoßen, wenn wir den Energiedurchsatz unseres Systems immer weiter erhöhen. Energieeffizienz und erneuerbare Energien haben ein großes Potential, doch es ist nicht unendlich: Es gibt technische Grenzen, wie energieeffizient ein Produktionsprozess sein kann, und die Menge an erneuerbarer Energie wird durch die Fläche an guten Wind-, Solar- und Wasserkraftwerksstandorten limitiert.

Hier bietet die diskutierte neue Zielsetzung einen Ausweg, der unter dem Stichwort „Suffizienz“ (lat. *sufficere*: genügen, hinreichen) zusammengefasst wird. Suffizienz ist die Suche nach dem guten Leben, in dem jeder der drei Lebensbereiche (Versorgung mit materiellen Gütern, soziale Einbindung sowie Selbstverwirklichung durch Arbeit und andere Tätigkeiten) das richtige Gewicht bekommt, und nicht einer dieser Bereiche die anderen beiden dominiert (siehe auch: Linz 2002, Linz 2004, Pietzcker 2008).

Wenn Zufriedenheit und nicht mehr Wirtschaftswachstum das bestimmende Ziel postindustrieller Gesellschaften wird, kann der Ausbruch aus dem stetig wachsenden Warenumsatz sehr viel einfacher gelingen. Etwas überspitzt: Bei einer ausreichenden Versorgung mit materiellen Gütern ist es eben nicht mehr der nächste Flachbildfernseher, der mich glücklicher macht, sondern mehr Zeit für ein Hobby, Familie oder Freunde – Dinge, die meist weniger energieintensiv sind als Warenkonsum.

Dies soll nicht bedeuten, dass Klimaschutz allein durch bewussteres Leben erreicht werden kann. Für langfristig erfolgreichen Klimaschutz ist es unbedingt notwendig, dass das Ausstoßen von CO₂ einen Preis bekommt. Nur dann werden Unternehmen automatisch die notwendigen Investitionen in CO₂-arme Prozesse und Energieeffizienz tätigen, und Kunden entsprechend einkaufen.

Der Suffizienzgedanke, also die kritische Reflexion der eigenen Wünsche und Bedürfnisse und das Hinterfragen des „höher-schneller-weiter“-Motivs, kann aber dazu führen, dass der Einzelne nicht mehr danach strebt alles zu konsumieren was er konsumieren könnte, sondern bewusster wählt, wie viel Zeit er in den Erwerb von materiellen Dingen investieren will und wie viel Zeit er für andere Aktivitäten nutzt. Dieses Umdenken kann einer Gesellschaft dabei helfen, den Übergang zu einer CO₂-freien Gesellschaft bei gleich bleibender oder sogar gesteigerter Zufriedenheit zu vollziehen.

13.9 Negative Folgen von Ungleichheit

Abschließend möchte ich das Beispiel des Einkommens noch einmal aufgreifen um zu zeigen, dass die positive Wirkung der diskutierten Maßnahmen durch die Forschung aus anderen Bereichen bestätigt wird. Vermindert man den Anreiz zu höheren Gehältern durch stark progressive Steuern, so verringern sich mittelfristig durch die weniger stark ausdifferenzierten Einkommen auch die sozialen Unterschiede. Neue Studien zeigen nun, dass Gesellschaften mit geringeren sozialen Unterschieden in vielen Aspekten lebenswerter sind (siehe Wilkinson & Pickett 2009): Menschen in „gleicheren“ Gesellschaften¹¹ leben durchschnittlich etwas länger, leiden weniger unter Stress und psychischen Krankheiten, sie vertrauen ihren Mitmenschen mehr, nehmen weniger Drogen und es gibt deutlich weniger Häftlinge (siehe Abbildung 13.4) – alles Sachverhalte, die auch mit größerem subjektivem Wohlbefinden korrelieren.

¹¹ „Gleicher“ Gesellschaft wird hier darüber definiert, wie viel höher das Einkommen des obersten Fünftel als das des untersten Fünftel ist. Dieser Faktor liegt beispielsweise in den USA bei 8,5, in Deutschland bei 5,1, und in Schweden und Japan (Länder mit sehr geringen Einkommensunterschieden) bei 4,0 und 3,4. Für die Studien wurden nur Länder mit einem vergleichsweise hohen Lebensstandard analysiert.

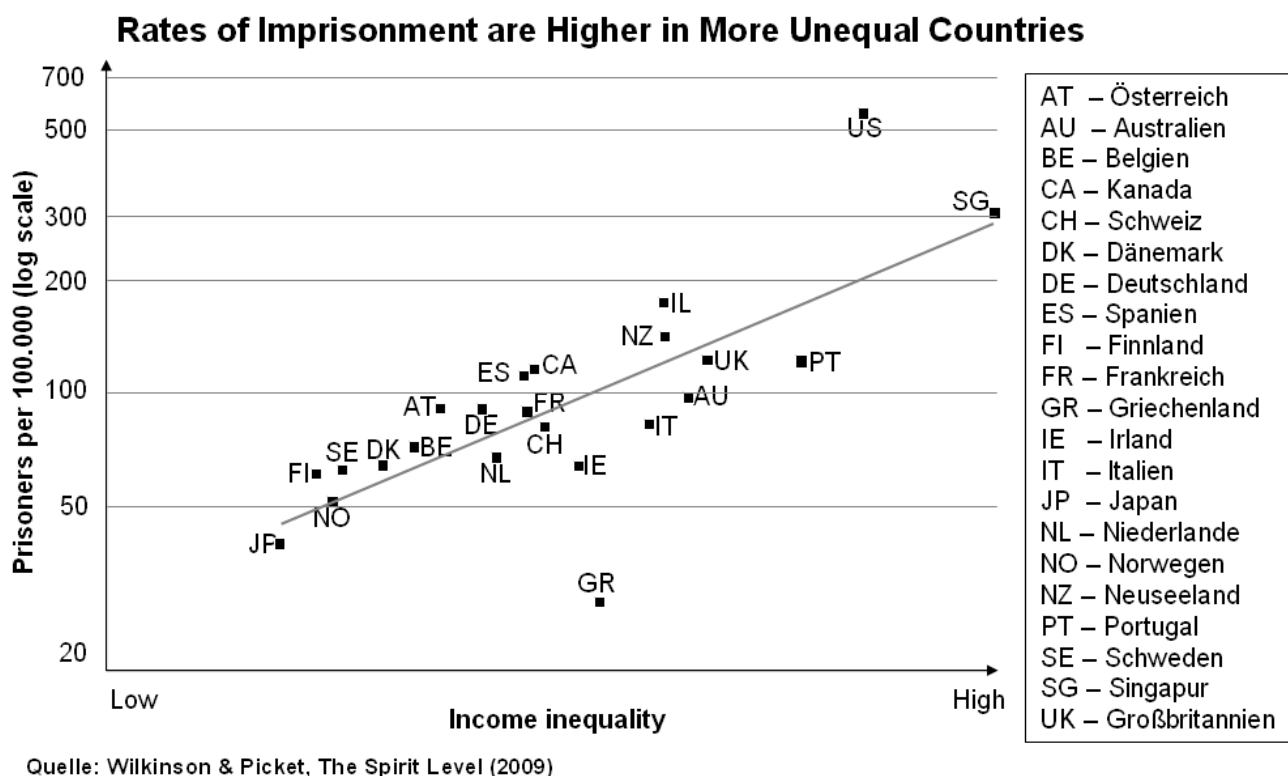
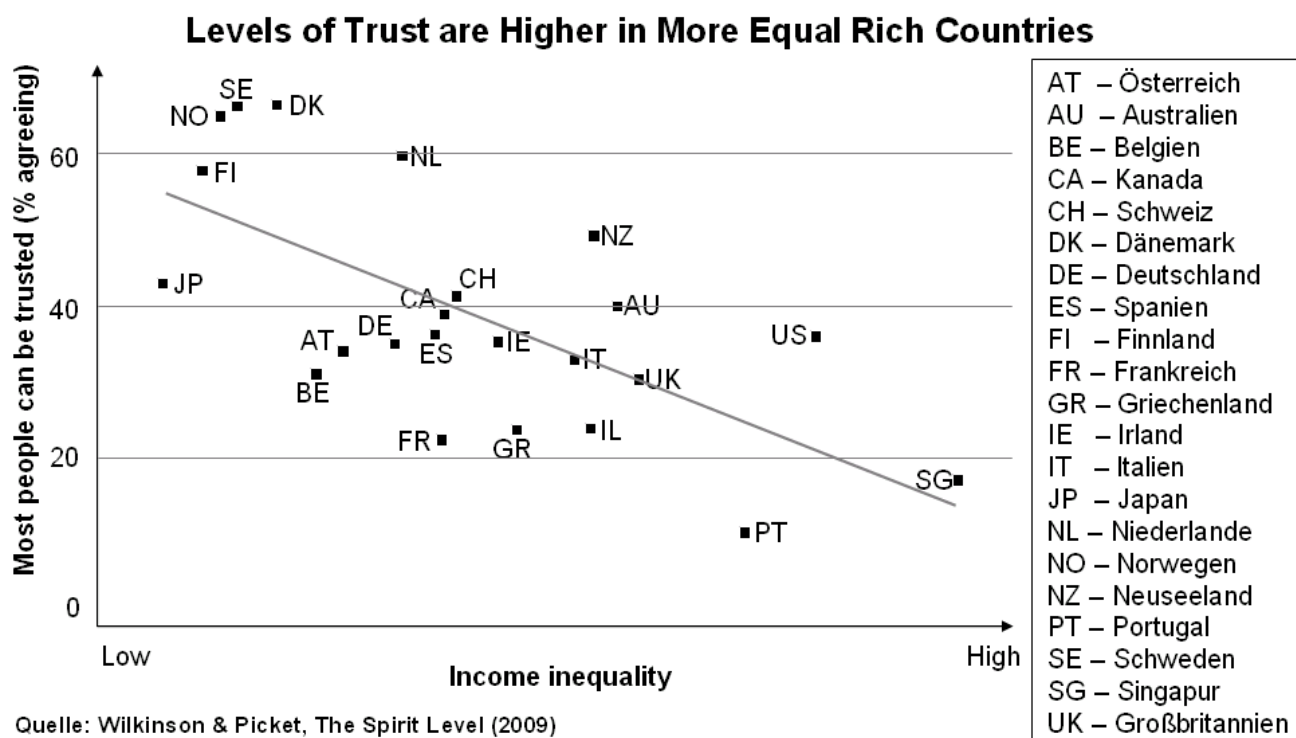


Abbildung 13.4: Auswirkung von Einkommensungleichheiten in Industrienationen auf das zwischenmenschliche Vertrauen und die Anzahl an Häftlingen pro 100.000 Einwohner (Wilkinson und Pickett 2009). Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Verfasser.

13.10 Zusammenfassung

Was ist nun die Bedeutung der Glücksforschung für die Gesellschaftspolitik? Ich hoffe gezeigt zu haben, dass die Glücksforschung uns sowohl darüber informieren kann, ob wir als Gesellschaft zufriedener werden, als auch bei der Entwicklung gezielter politische Maßnahmen helfen kann, die das Wohlergehen der Menschen im Durchschnitt steigern.

Betrachtet man noch einmal, welche großen Fortschritte im Bereich des Wirtschaftswachstums erreicht wurden und wie gering die erreichten Fortschritte beim Wohlergehen sind, so denke ich, dass eine kontinuierliche Verbesserung des Wohlergehens nur realisiert werden kann, wenn ein Umdenken stattfindet: Anstelle des bequemen, aber irreführenden Hilfskonstruktes Wirtschaftswachstum sollte die Zufriedenheit der Menschen zum direkten Ziel der Politik erklärt werden. Nur dann werden die notwendigen Anstrengungen unternommen werden; nur dann werden auch Maßnahmen getroffen werden, die vielleicht dem Wirtschaftswachstum nicht zuträglich sind, das Wohlergehen der Menschen jedoch verbessern.

Im Text beispielhaft diskutiert wurden folgenden Forderungen und Maßnahmen:

1. Ausdrückliches Ziel der Politik sollte die Zufriedenheit der Bürger, nicht das Wirtschaftswachstum sein.
2. Förderung der Teilzeitarbeit, bzw. Gleichstellung mit Vollzeitarbeit.
3. Stark progressive Besteuerung, um die negativen Auswirkungen von sehr hohem Einkommen auf das Glück anderer Menschen einzupreisen und so eine gleichere Einkommensverteilung zu erreichen.
4. Die Einführung eines Schulfachs, das sich mit Vorstellungen vom Glück und persönlichen Lebensentwürfen befasst.

Wie das Managersprichwort sagt „If you can't measure it, you can't improve it“ – nur wenn etwas im Fokus der Aufmerksamkeit ist und messbar gemacht wird, kann es verbessert werden. In diesem Zusammenhang kommt der Glücksforschung besondere Bedeutung zu. Sie ist eine noch junge Disziplin und hat noch viel Arbeit vor sich. Um weitere Erkenntnisse zu gewinnen, sind gute empirische Daten notwendig. Insofern ist es wichtig, dass es selbstverständlich wird, bei größeren Datenerhebungen in der Bevölkerung stets auch Fragen zu Zufriedenheit und subjektivem Wohlergehen zu stellen – nur so kann ermittelt werden, welche Faktoren einen starken Einfluss auf das durchschnittliche Glück haben, und welche Maßnahmen dazu beitragen, die Zufriedenheit der Bevölkerung dauerhaft zu steigern.

Mittlerweile erkennen auch Teile der politischen Eliten diese Notwendigkeit der Neuorientierung: Im Herbst 2009 erklärte der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy, er wolle das Bruttoinlandsprodukt durch einen neuen Wohlstandsindikator ersetzen, der auch das Wohlbefinden der Bürger abbildet. Dabei stützt er sich auf den Bericht der „Kommission zur Messung der Wirtschaftsleistung und des sozialen Fortschritts“, der unter anderem die Wirtschafts-Nobelpreisträger Amartya Sen und Joseph Stiglitz angehören (Süddeutsche 2009).

“Create all the happiness you are able to create: remove all the misery you are able to remove. Every day will allow you to add something to the pleasure of others, or to diminish something of their pains. And for every grain of enjoyment you sow in the bosom of another, you shall find a harvest in your own bosom; while every sorrow which you pluck out from the thoughts and feelings of a fellow creature shall be replaced by beautiful peace and joy in the sanctuary of your soul.”

Jeremy Bentham, Begründer des klassischen Utilitarismus

13.11 Referenzen

- Cohen, S.; W.J. Doyle; R.B. Turner; C.M. Alper & D.P. Skoner 2003: *Emotional Style and Susceptibility to the Common Cold*. Psychosomatic Medicine. 65:4, pp. 652–657.
- Statistisches Bundesamt 2008: *Datenreport 2008 – Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Bonn.
- Eurostat 2009: *Labour Force Survey*, Tabelle Ifsa_urgan, Online-Quelle: <http://ec.europa.eu/eurostat/>, letzter Zugriff: 20.5.2009.
- FAZ 2009: *Die G-20-Gruppe plant angemessene Regulierungen*. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.4.2009.
- Frey, B. S & Oberholzer-Gee, F. 1997: *The Cost of Price Incentives: An Empirical Analysis of Motivation Crowding-Out*. American Economic Review, American Economic Association, vol. 87(4), S. 746–755.
- Handelsblatt 2008: *Wie Merkel für mehr Wachstum sorgen will*. Handelsblatt vom 21.10.2008.
- Helliwell, J. F. 2003: *How's Life? Combining Individual and National Variables to Explain Subjective Well-Being*. Economic Modelling 20, S. 331–360.
- Inglehart, R.; R. Foa; C. Peterson & C. Welzel 2008: *Development, Freedom, and Rising Happiness*. Perspectives on Psychological Science, Vol. 3, No. 4., S. 264–285.
- Klein, S. 2001: *Selbstmanagement und beruflicher Fortschritt: Entwicklung, Evaluation und Vergleich eines Trainingsprogramms*. Dissertation Fachbereich Psychologie, Philipps-Universität Marburg.
- Kahneman, D.; A.B. Krueger; D.A. Schkade; N. Schwarz & A.A. Stone 2004: *A Survey Method for Characterizing Daily Life Experience: The Day Reconstruction Method*. Science. 306:5702, S. 1776–780.
- Layard, R. 2003a *Happiness: Has Social Science A Clue? Lecture 1: What is happiness? Are we getting happier?* Lionel Robbins Memorial Lectures.
- Layard, R. 2003b *Happiness: Has Social Science A Clue? Lecture 2: Income and happiness: rethinking economic policy* Lionel Robbins Memorial Lectures.
- Layard, R. 2003c *Happiness: Has Social Science A Clue? Lecture 3: How can we make a happier society* Lionel Robbins Memorial Lectures.

Was brauchen wir zum Glücklichein – die Bedeutung der Glücksforschung für Gesellschaftspolitik

- Linz, M 2002: *Von nichts zu viel – Suffizienz gehört zur Zukunftsfähigkeit*. Wuppertal Papers Nr. 125, Wuppertal Institut für Umwelt, Klima, Energie GmbH.
- Linz, M 2004: *Weder Mangel noch Überfluss. Über Suffizienz und Suffizienzforschung*. Wuppertal Papers Nr. 145, Wuppertal Institut für Umwelt, Klima, Energie GmbH.
- Myers, D.G. 2009: *Emotions, Stress and Health*. Psychology, 9th edition, chapter 12. New York: Worth Publishers 2010. Online-Quelle: <http://www.davidmyers.org/Brix?pageID=47>, <http://www.davidmyers.org/davidmyers/assets/9e-Happiness.pdf>, letzter Zugriff: 22.02.2010.
- Oswald, A. & Powdthavee, N. 2009: *Does happiness adapt? A longitudinal study of disability with implications for economists and judges*. Journal of Public Economics. Volume 92, Issue 5–6, S.1061–1077.
- Pietzcker, R 2008: *Ansätze zur Beeinflussung der Energienachfrage – Suffizienz*. In Creutzig, F. & Goldschmidt, J.C. (Hrsg.): *Energie, Macht, Vernunft*. Shaker Media, Aachen 2008.
- Schönmann, J. 2008 Heidelberg Schul-Test: *Macht „Glück“ wirklich glücklich?* Spiegel online, 24.7.2008, www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,567512,00.html, letzter Zugriff: 22.02.2010.
- Seligman, M.E.P.; T.A. Steen; N. Park & C. Peterson 2005. *Positive psychology progress: Empirical validation of interventions*. American Psychologist, 60, S. 410–421.
- S. J. Solnick & D. Hemenway 1998: *Is more always better? A survey on positional concerns*. Journal of Economic Behavior & Organization, Vol. 37 (1998) S. 373–383.
- Süddeutsche 2009: *Weg mit dem BIP*. Süddeutsche Zeitung vom 14.9.2009.
- Tagesspiegel 2009: *Merkel: Jetzt nichts kaputt sparen*. Tagesspiegel vom 22.9.2009.
- Wilkinson, R., & K. Pickett 2009: *The Spirit Level. Why More Equal Societies Almost Always Do Better*. Penguin Books, London 2009. Homepage der Autoren: www.equalitytrust.org.uk.
- WiWo 2003: *SAP-Chef für Mehrarbeit ohne Lohnausgleich*. Wirtschaftswoche vom 7.5.2003.